



Donnerstag, 15. Mai 2025, 17:00 Uhr
~18 Minuten Lesezeit

Die Tyrannei der Normalität

Ethik sollte nicht mit moralischer Programmierung durch Autoritäten verwechselt werden — vielmehr sollte sie als dynamischer Prozess im Dialog entstehen.

von Manovas Weltredaktion
Foto: Che Media/Shutterstock.com

Der Begriff „normal“ wird oft mit einer gewissen Selbstverständlichkeit ins Feld geführt, als ob er eine

objektive, wertneutrale Ausgangsbasis für Verhalten, Identität oder Glaube wiedergäbe. Diese Annahme täuscht jedoch über die zutiefst konstruierte Natur der Normalität selbst hinweg. Weit entfernt von einem lediglich beschreibenden Begriff, agiert „normal“ als normative Kraft: eine gesellschaftliche Vorschrift, die sich als gesunder Menschenverstand ausgibt. Was als normal erachtet wird, ist selten zufällig; es ist das Ergebnis sich überschneidender Machtsysteme, die vorherrschende Werte in das Gewebe des Alltagslebens einschreiben. Diese Systeme arbeiten bereichsübergreifend – in Rechts-, Medizin-, Bildungs-, Familien- und Kulturbereichen – und betten sich in die Institutionen ein, die Subjektivitäten formen und hegemoniale Normen verstärken. So gesehen, ist Normalität keine passive Widerspiegelung eines gesellschaftlichen Konsenses, sondern eine aktive Erzeugung desselben (1).

von Professor Ruel F. Pepa

Der Begriff „normal“ wird oft mit einer gewissen Selbstverständlichkeit ins Feld geführt, als ob er eine objektive, wertneutrale Ausgangsbasis für Verhalten, Identität oder Glaube widergebe. Diese Annahme täuscht jedoch über die zutiefst konstruierte Natur der Normalität selbst hinweg. Weit entfernt von einem lediglich beschreibenden Begriff, agiert „normal“ als normative Kraft: eine gesellschaftliche Vorschrift, die sich als gesunder Menschenverstand ausgibt.

Was als normal erachtet wird, ist selten zufällig; es ist das Ergebnis

sich überschneidender Machtsysteme, die vorherrschende Werte in das Gewebe des Alltagslebens einschreiben. Diese Systeme arbeiten bereichsübergreifend — in Rechts-, Medizin-, Bildungs-, Familien- und Kulturbereichen — und betten sich in die Institutionen ein, die Subjektivitäten formen und hegemoniale Normen verstärken. So besehen, ist Normalität keine passive Widerspiegelung eines gesellschaftlichen Konsens, sondern eine aktive Erzeugung desselben (1).

Wie Michel Foucaults Analysen der Biomacht und Disziplinarmechanismen zeigen, beschränkt sich Macht in modernen Zeiten nicht auf Akte der Unterdrückung, der Verbote oder des direkten Zwangs. Sie funktioniert vielmehr auf perfidere und ergiebigere Weise.

Foucault zufolge ist Macht generativ: Sie erzeugt Wissen, formt Subjektivitäten und gestaltet die Bedingungen, unter denen das Leben gelebt wird (2). Sie konfiguriert Körper — nicht nur, indem sie sie mit Institutionen wie Gefängnissen, Schulen, Krankenhäusern und das Militär diszipliniert, sondern auch durch die Regulierung von Gebärden, Gewohnheiten und Bewegungen solcherart, dass sie von den Individuen internalisiert werden (3).

Zeit wird durch Terminpläne, Tagesabläufe und zeitliche Erwartungen strukturiert, die selbstverständlich werden und Rhythmen erschaffen, die das gesellschaftliche Leben bestimmen, ohne dass es dafür einer erkennbaren Durchsetzung bedürfte.

Diese Art der Macht teilt Verständlichkeit zu, das heißt, sie bestimmt, welche Lebensarten, welche Arten von Verhalten und Identität innerhalb des vorherrschenden epistemologischen Rahmens erkennbar sind. Sie konfiguriert Begehren, nicht nur durch Beschränkung dessen, was begehrt werden kann, sondern indem sie die Horizonte der Attraktivität selbst formt (4). Die Norm ist dann

nicht nur ein Standard, an dem man gemessen wird, oder eine Regel, an die man sich zu halten hat. Sie wird zu einem Kriterium für Wahrnehmbarkeit: eine Möglichkeit, bestimmte Leben sichtbar, stimmig und anerkennenswert zu machen, während andere undurchschaubar, unverständlich oder sogar beliebig austauschbar gemacht werden.

Durch Techniken wie Überwachung, Normalisierung und Internalisierung werden Menschen dazu gebracht, sich selbst in Übereinstimmung mit diesen Normen zu steuern. Sie werden sowohl zu Machtobjekten — die, auf die (die Macht) einwirkt — als auch zu deren Agenten, die an ihrer eigenen Regulierung mitwirken. Dabei handelt es sich nicht lediglich um eine Frage von Gehorsam gegenüber einer externen Autorität, sondern um eine intimere und rekursive Form der Kontrolle, bei der Individuen ihre eigenen Körper, Gedanken und Verhaltensweisen überwachen — häufig, ohne sich dessen bewusst zu sein.

Das Ergebnis ist eine Form der Macht, die diffus, dezentralisiert und zutiefst ins Alltagsleben eingebettet ist. Sie liegt nicht nur beim Staat oder bei erkennbaren Institutionen, sondern zirkuliert durch unzählige Gepflogenheiten, Diskurse und Technologien, die formen, was die Menschen dann als möglich, erlaubt oder wünschenswert ansehen.

Das „Normale“ wird so zu einem Ort subtilen Zwangs — durchgesetzt nicht durch Gewalt, sondern durch den stillen Druck von Anpassung, Erwartung und Selbstüberwachung.

Auf diese Weise erfasst Foucaults aufrüttelnde Formulierung der „Seele als das Gefängnis des Körpers“ (5) das Paradoxon moderner Macht: Sie wird nicht nur auf den Körper ausgeübt, sondern auch durch die Seele — durch Bewusstheit, Identität und den Wunsch, innerhalb einer gegebenen Ordnung als normal, gut oder erfolgreich

erkannt zu werden.

Die Verflechtung von Normalität mit Macht hat tiefgreifende ethische Konsequenzen und gestaltet die Bedingungen um, unter denen ein moralisches Leben gelebt und moralische Forderungen gestellt werden. Wird eine bestimmte Art des Seins – in vorherrschenden sozialen, kulturellen oder politischen Ideen verwurzelt – in den Status des „Normalen“ erhoben, ist das mehr als die Beschreibung eines statistischen Durchschnittswerts oder einer Verhaltenspräferenz. Es wird zum normativen Imperativ: ein Maßstab, an dem alle anderen Leben gemessen, beurteilt und oft als unzulänglich befunden werden. In diesem Zusammenhang spiegelt Normalität nicht nur wieder, was ist; sie diktiert, was sein sollte.

In der Folge werden alternative Lebensweisen – solche, die von der gebilligten Schablone abweichen – nicht nur als anders, sondern als fehlerhaft, gefährlich oder moralisch verdächtig gesehen. Queere Identitäten, neurodivergente Erkenntnisformen, nichtwestliche Kosmologien und nichtkapitalistische Lebensweisen zum Beispiel werden pathologisiert – nicht aufgrund einer inhärenten Gefahr, die sie darstellen, sondern weil sie die unausgesprochenen Grenzen dessen überschreiten, was die Gesellschaft als richtig oder gut etabliert hat (6). Abweichung hat dann weniger mit Verhalten zu tun als mit der Seinslehre (Ontologie) – mit dem, *wer* zu sein uns erlaubt wird.

Innerhalb dieses Schemas ist Moralität weniger ein Raum für Untersuchungen mit offenem Ende oder gedankenvolle Erwägungen als vielmehr ein System vorab genehmigter Schlussfolgerungen. Sie funktioniert mittels ererbter Skripte, empfangener Weisheit und gesellschaftlich gebilligter Ergebnisse. Das moralische Vorstellungsvermögen wird durch das begrenzt, was innerhalb der herrschenden Ordnung bereits lesbar ist. Anstatt zu einer einzigartigen Auseinandersetzung mit den Komplexitäten menschlicher Erfahrung zu ermutigen, vereinfacht und verflacht die

normative Moralität. Sie zwingt das moralische Leben in starre Binärcodes: normal/abnormal, gut/böse, natürlich/unnatürlich, geistig gesund/geisteskrank. Diese Binärcodes wirken weniger als Ergebnis kritischer Beweisführung denn als Folgen gesellschaftlicher Konditionierung, erzeugt durch Bildungssysteme, Mediennarrative, religiöses Dogma und die internalisierten Erwartungen von Familie und Gemeinschaft.

Solche Kategorien sind nicht neutral. Sie sind mit Macht gesättigt. Sie tragen in sich die Kraft der Normativität, das Gewicht des Urteils und das Risiko der Ausgrenzung. Sie bestimmen nicht nur, was als moralisch akzeptabel angesehen wird, sondern wer überhaupt als moralisches Subjekt (an)erkannt wird. Denjenigen, die aus dem Raster der Normalität fallen, wird oft die volle moralische Handlungsfähigkeit verweigert, sie werden entweder infantilisiert, kriminalisiert oder ganz ausgelöscht. Ihre Erfahrungen werden innerhalb vorherrschender moralischer Raster unverständlich, sodass es schwierig wird, allein nur einen Widerspruch zu äußern, ohne als irrational, unmoralisch oder verrückt abgetan zu werden.

Auf diese Weise — wenn an die Tyrannei der Normalität gebunden — hört Ethik auf, ein dynamischer Prozess der Auseinandersetzung mit Komplexitäten zu sein und wird stattdessen zu einer Art moralischer Programmierung (7).

Sie funktioniert (dann) wie ein Algorithmus mit vorcodiertem Urteil und vorbestimmten Resultaten. Mehrdeutigkeit, Widerspruch und Transformation — das Lebenselixier ethischen Wachstums — werden an den Rand gedrängt. Dissens wird in Abweichung umbenannt, und moralische Kreativität wird zugunsten der Anpassung unterdrückt.

Was bei diesem Arrangement verloren geht, ist nicht nur der Reichtum menschlicher Vielfalt, sondern auch das Potenzial für

ethische Transformation. Werden die Grenzen der Moral zu eng zu gezogen, verlieren wir die Fähigkeit, uns andere Lebensweisen, andere Formen des Gedeihens und andere erstrebenswerte Zukünfte vorzustellen. Sich der Verquickung von Normalität mit Moral zu widersetzen, ist daher nicht nur eine theoretische Frage — es ist ein ethischer Imperativ. Es erfordert, dass wir den Raum der Ethik für das Unbekannte, das Instabile und das bisher Undenkbare wieder öffnen und Moral als lebendige, umkämpfte und radikal integrative Praxis wiederherstellen (8).

Die Folge ist eine ethische Monokultur: ein rigides und sich selbst verstärkendes System, in dem abweichende moralische Eingebungen, alternative Erkenntnistheorien und subversive Lebensarten nicht nur an den Rand gedrängt, sondern innerhalb herrschender Bedeutungs-Bezugssysteme aktiv unverständlich gemacht werden.

Vor einer solchen Kulisse erscheint eine moralische Abweichung nicht als legitime Variante, mit der man sich beschäftigt, sondern als Abnormität, die verbessert, pathologisiert oder beseitigt werden muss. Die Vielfalt ethischer Welten — durch unterschiedliche Geschichten, Kosmologien, affektbedingte Stimmungen und materielle Bedingungen geprägt — werden zu einem einzigen Narrativ dessen verflacht, was es bedeutet, richtig zu leben, klar zu denken oder gerecht zu handeln (9).

Dieser Ausschluss ethischer Vielfalt grenzt nicht nur aus, sondern verengt die Horizonte moralischer Vorstellungskraft selbst. Er beschneidet unsere kollektive Fähigkeit, alternative Wege des Seins, des In-Beziehung-Tretens mit der und des Reagierens auf die Welt zu erdenken. Möglichkeiten werden nicht durch die Grenzen menschlicher Kreativität beschränkt, sondern durch Normenvorgaben, die stillschweigend einschränken, was als gültig, wünschenswert oder gar denkbar (an)erkannt werden kann. Der moralische Bereich wird zu einem Feld der Wiederholung statt der

Erfindung, der Überwachung statt der Solidarität, der Assimilation statt dem Pluralismus (10).

In diesem Sinne wird die Norm nicht lediglich zu einem beschreibenden Durchschnitt, sondern zu einer vorgeschriebenen Grenze. Sie bestimmt die Regeln des ethischen Diskurses, das Spektrum dessen, was gesagt, gedacht oder gefühlt werden kann, ohne die unsichtbaren Grenzen der Akzeptanz zu überschreiten. Alles, was aus dieser Grammatik „herausfällt“, wird nicht nur abgelehnt; es wird zum Unaussprechlichen, Unsagbaren, Undenkbaren gemacht. Ganze Lebensweisen, Wissensformen und Fürsorgegewohnheiten können so im Stillen existieren – nicht weil es ihnen an Tiefe oder Legitimität fehlen würde, sondern weil die herrschende moralische Ordnung keinen Platz für sie hat (11).

In einem solchen System ist es nicht nur schwierig, sich anderes vorzustellen – es ist in vielen Fällen unzulässig. Schon die Vorstellung einer Alternative kann Misstrauen, Hohn oder Bestrafung hervorrufen. Radikale Empathie, dekoloniales Denken, queere Gemeinschaftsstrukturen oder eine ökologische Ethik, die auf wechselseitiger Abhängigkeit beruht, können als naiv, irrational oder gefährlich abgetan werden, und zwar nicht aufgrund eines inhärenten Makels, sondern weil sie die geduldeten Grenzen dessen, was Ethik sein darf, überschreiten. Moralische Innovation wird zu einem Ort der Gefahr (12).

Das Ergebnis ist keine ethische Klarheit, sondern eine ethische Einzäunung. Ein System, das sich etwas auf seine allgemeingültigen Prinzipien einbildet, erzwingt schlussendlich Konformität durch epistemische Gewalt und affektive Regulierung. Es diszipliniert nicht nur Körper und Verhaltensweisen, sondern auch Wünsche, Träume und abweichende Meinungen. Es produziert gehorsame moralische Untertanen – solche, die die richtigen ethischen Kodizes rezitieren können, aber die Fähigkeit verloren haben, die Architektur dieser Kodizes selbst zu hinterfragen.

Sich dieser ethischen Monokultur entgegenzustellen bedeutet, die Vorstellungskraft als politischen und moralischen Akt wiederzugewinnen. Es bedeutet, darauf zu bestehen, dass eine Ethik umfassend genug sein muss, um Widerspruch, Konflikt und Komplexität zu fassen — dass sie Raum schaffen muss für das an den Rand gedrängte, das Flüchtige und das noch nicht Denkbare.

Eine solche Wiedergewinnung erweitert nicht nur die Reichweite des moralischen Diskurses, sondern stellt eine Wiederbelebung der Ethik als lebendige, atmende Praxis der Weltenschaffung dar.

Und doch zeigen sich in Momenten von Brüchen — diesen seltenen, oft verwirrenden kritischen Augenblicken, wenn die glatte Oberfläche der normativen Ordnung zerbricht und das darunter liegende Gerüst zum Vorschein kommt — Risse in diesem Gebäude. Persönliche Krisen, politische Umbrüche, kollektive Traumata oder epistemische Brüche können als Katalysatoren wirken, die den für selbstverständlich angenommenen Fluss des ethischen Lebens unterbrechen. Diese Ereignisse destabilisieren nicht nur persönliche Überzeugungen; sie erschüttern auch genau das Rahmenwerk, innerhalb dessen Moral wahrgenommen, angewandt und kontrolliert wurde. Was man einst als ewig, selbstverständlich oder göttlich verordnet empfand, wird plötzlich infrage gestellt (14).

In diesen Momenten beginnt die integrierte normative Ordnung sich aufzulösen. Die Narrative, die einst Identität, Pflicht, Wert und Gerechtigkeit untermauerten, verlieren ihre überzeugende Griffigkeit. In der Desorientierung offenbart sich nicht — wie Verfechter der herrschenden Ordnung häufig befürchten — ein Abstieg in moralisches Chaos oder den Nihilismus, sondern ein Raum radikalen ethischen Potenzials. Nicht als zeitlose Wahrheit wird die ungewisse und konstruierte Natur moralischer Normen in dem Bruch entlarvt, sondern als historisch platzierte Artefakte, die durch Macht, Umstände und menschliche Arbeit geformt wurden.

Diese Offenbarung markiert einen Wendepunkt. Ethik wird nicht länger als eine Frage der Entdeckung bereits bestehender moralischer Gesetze betrachtet, die ins Gewebe des Universums eingeschrieben sind oder von einer transzendenten Autorität vorgeschrieben werden. Stattdessen wird sie zu einem kreativen und kollaborativen Prozess – zu einem Akt der Verhandlung, des Widerspruchs und der Neuerfindung. Innerhalb dieses Rahmens ist moralische Wahrheit nicht etwas, das wir finden; es ist etwas, das wir durch gemeinsames Ringen, durch Verletzlichkeit und Vorstellungskraft miteinander schaffen.

Im Kielwasser eines Bruchs stehend befinden wir uns an einer Schwelle: mit einem Fuß in einer zerfallenden moralischen Ordnung, mit dem anderen in Richtung eines bisher noch nicht verwirklichten ethischen Horizonts. Genau hier, zwischen Ungewissheit und Enthüllung, können neue Formen von Verantwortung und Beziehung beginnen zu entstehen. Der Zusammenbruch der Sicherheit schließt ethisches Leben nicht aus, sondern intensiviert es. Nicht länger abgeschirmt durch die Illusion moralischer Unbedingtheiten sind Individuen und Gemeinschaften zu einer tieferen, aufmerksameren Form ethischen Engagements aufgerufen, die sich der Abgeschlossenheit widersetzt, Komplexität willkommen heißt und Unterschiede würdigt.

Der Bruch ist dann nicht ein bloßer Zusammenbruch, sondern ein Durchbruch. Er ermöglicht die Neugestaltung ethischen Lebens auf einer pluralistischeren, besser verorteten und emanzipatorischeren Grundlage. In genau diesen Momenten – wenn die normative Ordnung ihre Aura der Unvermeidlichkeit verliert – erhaschen wir einen flüchtigen Blick darauf, was Freiheit bedeuten könnte: nicht die Abwesenheit von Normen, sondern die Fähigkeit, an ihrer fortlaufenden Neugestaltung mitzuwirken.

Diese Erkenntnis lädt nicht nur zu einer Neubetrachtung

moralischer Inhalte ein, sondern zu einer grundlegenden ethischen Neuorientierung, und zwar einer, die die Vorstellung von Moral als eines geschlossenen, statischen Systems von Regeln ablehnt und Ethik stattdessen als eine dynamische, ergebnisoffene Praxis wahrnimmt. Sie kündigt eine Verlagerung von Moralität als Urteil zu einer Ethik als Schöpfung an; vom Befolgen von Regeln zur Gestaltung der Welt. In diesem Sinne ist Ethik nicht länger die routinemäßige Anwendung vorherbestimmter Prinzipien auf einzelne Situationen, sondern eine gelebte, gefühlte und sich entwickelnde Praxis – in Echtzeit gestaltet durch unsere Verflechtungen mit anderen, unsere Reaktion auf Zusammenhänge und unsere steten Bemühungen um ein sinnvolles Leben in einer von Unterschieden, Verwundbarkeit und Wandel geprägten Welt.

Anstelle eines Strebens nach distanzierter Objektivität oder zeitloser Allgemeingültigkeit stellt diese ethische Orientierung das Einzelne, das Gestaltgewordene und das Zwischenmenschliche in den Vordergrund. Sie versteht, dass sich das ethische Leben nicht im Abstrakten entfaltet, sondern in den kleinen Details alltäglicher Begegnungen – innerhalb konkreter Werdegänge, materieller Bedingungen, kulturellem Erbe und affektiven Ökonomien. Ethisches Handeln bedeutet hier, sich nicht auf einen allgemein gültigen Kodex zu berufen, sondern zuzuhören, zu spüren, zu reagieren. Es erfordert eine Offenheit gegenüber Mehrdeutigkeiten und eine Wachsamkeit dafür, wie Macht, Privilegien und (materielle) Unsicherheit sowohl unsere Entscheidungen als auch die Folgen dieser Entscheidungen formen.

Diese Ethik bevorzugt Reaktionsbereitschaft gegenüber Vorschriften. Sie zieht dialogischen Einsatz autoritären Dekreten vor und schätzt Übereinstimmung mehr als Abstraktion. Bei ethischen Überlegungen geht es weniger darum, zu endgültigen Antworten zu kommen, als vielmehr darum, Fähigkeiten wie Geduld, Demut, Urteilsvermögen, Mut zu kultivieren, die es uns erlauben, der Komplexität behutsam zu begegnen. Es ist eine

Vorgehensweise, bei der man Problemen nicht ausweicht und in Ungewissheit verweilt, ohne Ergebnisse zu überstürzen.

Eine solche Ethik ist naturgemäß improvisatorisch. Sie ähnelt mehr einem Tanz denn einer Kalkulation – einer ständigen Verhandlung innerhalb sich verlagernder Felder von Macht, Perspektive und Möglichkeit.

Das Ziel besteht nicht darin, einer vorbestimmten moralischen Form zu entsprechen, sondern auf sensible Art mit dem, was der Augenblick von uns erfordert und was wir während des Prozesses werden, in der Auseinandersetzung zu bleiben. Sie lädt uns ein, mitzudenken statt zu über-denken; Sinn mitzugestalten, anstatt ihn aufzudrängen.

Diese Orientierung entledigt sich nicht jeglicher Normen, aber sie behandelt sie als vorläufig und überarbeitbar statt als ewig und absolut. Sie erkennt, dass das, was als „richtig“ oder „gerecht“ gilt, schon immer vorhanden war – historisch, kulturell, politisch – und dass die Ethik, um lebendig zu bleiben, in Bewegung bleiben muss. Sie muss auf die neuen Bedürfnisse unserer Zeit reagieren – auch auf die Bedürfnisse derjenigen, die in der Vergangenheit von moralischen Überlegungen völlig ausgeschlossen worden sind.

Ethik in der Praxis umzusetzen bedeutet, dass das Ethische nicht etwas ist, das wir erreichen, sondern etwas, in dem wir leben, das wir pflegen und mitgestalten. Sie ist weniger ein Ziel als eine Art Mit-Sein – eine stetige Praxis der Entwicklung in Richtung Verantwortung gegenüber uns selbst, anderen und den übermenschlichen Welten, deren Teil wir sind. Genau in dieser Unbestimmtheit findet die Ethik ihre Lebenskraft – nicht in der Gewissheit, sondern in der Fähigkeit, neue Wege des Seins, der Beziehung und anderer Vorstellungen zu schaffen (15).

Wesentlich ist, dass ein solcher Wandel keinen ethischen

Relativismus oder Nihilismus mit sich bringt, der oft nahelegt, alle moralischen Systeme seien gleich gültig oder moralische Wahrheiten gänzlich subjektiv und unverständlich. Das Gegenteil ist der Fall: Diese Neuorientierung erfordert eine tiefere, strengere Form der Verantwortlichkeit – eine, die dem bequemen Reiz vorgegebener Antworten widersteht und das Unbehagen und die Herausforderung moralischer Mehrdeutigkeit annimmt. In diesem Sinne geht es in der Ethik nicht darum, einfache, allgemeingültige Lösungen für moralische Dilemmata zu finden, sondern darum, sich tiefgründig mit den Komplexitäten menschlichen Lebens auseinanderzusetzen und dabei zu erkennen, dass moralische Entscheidungen oft mit Widerspruch, Ungewissheit und konkurrierenden Werten einhergehen.

Dieser Wandel ist weder ein Rückzug von der Ethik noch einer Art moralischer Lähmung, die behauptet, alles sei erlaubt. Es handelt sich eher um eine Radikalisierung der Ethik – eine Bewegung, die eine strengere, aufmerksamere Auseinandersetzung damit fordert, was es bedeutet, ethisch in einer Welt zu leben, die durch Ungleichheit, Macht und Unterschiede definiert wird.

Indem die Grundlagen einer „programmierten“ Moral infrage gestellt werden, die feste Regeln und eindeutige Antworten bietet, geben wir die Suche nach einem guten Leben nicht auf, vielmehr beleben wir sie neu, indem wir die Annahmen hinterfragen, die die moralischen Systeme bis heute historisch untermauert haben. Wir orientieren die Suche nach Sinn und Gerechtigkeit um – vom passiven Gehorsam zu aktiver, kritischer Beteiligung.

Diese radikalisierte Ethik gedeiht in der Spannung der Ungewissheit und erkennt die Tatsache an, dass moralisches Leben oft chaotisch, pluralistisch und voller Widersprüche ist. Sie widersteht der Versuchung, Entscheidungen in Sachen Ethik zu binären Optionen von richtig und falsch, gut und böse zu vereinfachen, und fördert stattdessen ein Ethikverständnis als dynamische, sich entwickelnde

Praxis — immer im Kontext verortet und immer offen für Neuanpassung. Eine solche Ethik erkennt an, dass moralische Klarheit oft flüchtig ist, dass diese Flüchtigkeit jedoch nicht die Notwendigkeit moralischer Verantwortung mindert. Tatsächlich verstärkt sie unsere Verantwortung gegenüber den Komplexitäten und Folgen unserer Handlungen, weil wir wissen, dass die Antworten, nach denen wir suchen, oft nicht leicht zugänglich sind, sondern durch fortdauernde Auseinandersetzung mit anderen und der Welt geformt werden müssen.

Indem wir uns dieses Modell ethischer Praxis aneignen, schaffen wir den Raum für eine Ethik, in der es ebenso sehr um das Verlernen wie um das Lernen geht. Um uns wirklich auf moralische Herausforderungen einzulassen, müssen wir zunächst die tief verwurzelten Annahmen verlernen, die unser moralisches Denken geformt haben — seien dies nicht hinterfragte kulturelle Normen, geschichtliche Vorurteile oder einschränkende Vorstellungen über uns selbst und andere. Bei diesem Prozess des Verlernens handelt es sich nicht um ein Aufgeben der Moral, sondern um eine Einladung, die Grundlagen zu überdenken, auf denen moralische Systeme aufgebaut sind. Es erfordert, dass wir uns schwierigen Fragen stellen und uns mit dem Unbehagen der Ungewissheit herumschlagen.

Gleichzeitig geht es bei dieser Ethik auch ums Lernen — zu lernen, ebenso zuzuhören wie zu sprechen; zu lernen, anderen den Raum für Erfahrungen zuzugestehen; zu lernen, die Bedürfnisse und Kämpfe der am stärksten an den Rand Gedrängten und zum Schweigen Gebrachten aufmerksam wahrzunehmen.

In diesem Sinne ist Zuhören kein passiver Akt, sondern ein aktiver Prozess, sich auf unterschiedliche Perspektiven einzulassen und diesen Raum zu geben, selbst wenn sie unsere eigenen, tief verwurzelten Überzeugungen hinterfragen. Es bedeutet auch, aus dem eigenen Bezugsrahmen herauszutreten und die Grenzen des

eigenen Verstehens anzuerkennen und gleichzeitig durch Dialog und gegenseitige Fürsorge offen zu bleiben für die Möglichkeit des Wandels.

In dieser neuen Vision einer Ethik geht es nicht um den Gehorsam gegenüber einem festen Regelwerk. Sie betont vielmehr ein Entgegenkommen – ein aktives, engagiertes Zuhören gegenüber der Welt, anderen und uns selbst. Dieses Entgegenkommen bedeutet nicht Passivität oder Unentschlossenheit, sondern eine Art ethischer Wachsamkeit, ein konstantes Überprüfen unserer Annahmen und Handlungen in Bezug auf die sich verändernden Bedürfnisse, Sorgen und Werte, die sich aus verschiedenen Zusammenhängen ergeben. Es ist ein stetiger Prozess der Einstellung auf die Stimmen und Erfahrungen, die ausgeschlossen oder zum Schweigen gebracht wurden, und der Reaktion auf die Forderung nach Gerechtigkeit, Fürsorge und Solidarität. Diese Art der Ethik verlässt sich nicht auf allgemeingültige Antworten, sondern auf die Offenheit, der Welt in all ihrer Komplexität zu begegnen, mit einer Bereitschaft, sich anzupassen, zu lernen und sich zu verändern, sobald sich neue Herausforderungen und Möglichkeiten ergeben.

Dieser von den Einschränkungen der normativen Moral befreite Raum verspricht auch ein ethisches Leben, das nicht abgeschlossen, sondern im Werden ist. Anstatt zu einer abschließenden, unveränderlichen Definition dessen zu gelangen, was es bedeutet, „gut“ zu sein, wird ethisches Leben zu einem fortdauernden Prozess von Wachstum, Entwicklung und Wandel. Es geht nicht mehr um das Erreichen eines statischen Ziels, sondern darum, in einer offenen Beziehung mit unserer eigenen moralischen Entwicklung zu leben, die stets unvollendet bleibt und immer der fließenden Dynamik von Zeit, Kontext und Wandel unterliegt.

Auf diese Weise wird Ethik zu etwas, das wir tun, etwas, das wir üben und gemeinsam durcharbeiten, statt

etwas zu sein, das wir einfach erben oder anderen auferlegen. Sie ist ein fortwährendes Werden, das sich stetig in einem Prozess der Neubestimmung, Anpassung und Widerstand gegen die Kräfte befindet, die sie einzuschränken versuchen.

Letztlich können wir in genau diesem Raum der Möglichkeiten, jenseits der Tyrannei der Normalität, wirklich damit beginnen, eine gerechtere, integrativere und fantasievollere ethische Welt zu erschaffen – eine Welt, die nicht von der Vergangenheit geformt wird, sondern stets als Reaktion auf die Gegenwart und die Zukunft neu vorgestellt, neu definiert und neu gestaltet wird.

Redaktionelle Anmerkung: Dieser Text erschien zuerst unter dem Titel „**The Tyranny of Normalcy: Ethics Beyond Programmed Morality** (<https://www.globalresearch.ca/ethics-beyond-programmed-morality/5884234>)“. Er wurde von Gabriele Herb ehrenamtlich übersetzt und vom ehrenamtlichen Manova-Korrektoratteam lektoriert.



Es bringt wenig, nur im eigenen, wenn auch exquisiten Saft zu schmoren. Deshalb sammelt und veröffentlicht **Manovas Weltredaktion** regelmäßig Stimmen aus aller Welt. Wie denken kritische Zeitgenossen in anderen Ländern und Kulturkreisen über geopolitische Ereignisse? Welche Ideen haben sie zur Lösung globaler Probleme? Welche Entwicklungen beobachten sie, die uns in Europa vielleicht auch bald bevorstehen? Der Blick

über den Tellerrand ist dabei auch ermutigend, macht er doch deutlich: Wir sind viele, nicht allein!